

Das dörfliche Leben im Kirchenjahr

Bis in die Mitte des 20. Jahrhunderts bestimmte der Rhythmus des Kirchenjahres die Traditionen in Herbern. Die Menschen wussten sich aufgehoben in der Geborgenheit der Nachbarschaft. Das Leben orientierte sich weitgehend am Jahresrhythmus des landwirtschaftlich geprägten Umfeldes. Nachfolgend soll beschrieben werden, wie Kirche und Tagesablauf des Bürgerlebens miteinander verwoben waren. Es sollen nicht nur, wie es häufig in der Rückschau üblich ist, idealisierte Verhältnisse dargestellt werden, sondern auch das mühsame und schwere Leben der Menschen.

Bekanntermaßen beginnt und begann das Kirchenjahr mit dem ersten Adventssonntag. Es war eine stille Zeit und man lebte den Advent bewusst. Das Fastengebot am Freitag wurde noch strenger als üblich eingehalten. Veranstaltungen mit Tanz oder mit Musik fanden nicht statt. Die Zeit der Abgaben in Naturalien (in der Zeit vor 1815) war vorüber. Die großen Herbstmärkte, von denen man gelegentlich den einen oder anderen besuchte, waren mit „SimJü“ vorbei. Die für den größten Teil der Selbstversorgung unbedingt erforderlichen Gärten waren „schwarz“ und man erwartete den Winter. Für die Familie und das Vieh hatte man Vorräte angelegt, die genau abgestimmt waren, denn das erste frische Gemüse oder das frische Grass für das Vieh gab es frühestens im April. Für den Tagelöhner begann die schlechte Zeit. Einnahmen waren im Winter kaum zu erwarten.

Der erste Adventssonntag wurde mit stiller Freude begrüßt. Weihnachten war nicht mehr fern und die Gesänge in der Messe wechselten. Als Eingangslied wurde nicht mehr „Hier liegt vor deiner Majestät“ gesungen, sondern „Tauet Himmel den Gerechten!“ Kurz darauf folgte der Nikolaustag. Bis Ende des 19. Jahrhunderts war der Nikolaustag für die Kinder ein bisschen das, was heute das Weihnachtsfest ist. Es gab kleine Geschenke und den „Stutenkerl“, so wie er noch heute gebacken wird. Am Nikolausabend, am 5. Dezember, zogen die halbwüchsigen Jungen als Nikolaus und Knecht Ruprecht verkleidet durch die Nachbarschaft. Ein wenig wurde dabei unter den Jugendlichen in der Nachbarschaft das Angenehme und das Unangenehme des letzten Jahres abgerechnet.

Die Adventszeit war auch die Zeit der Hausschlachtungen. Es gab Familien, bei denen sorgsam darauf geachtet wurde, dass an einem Freitag nicht geschlachtet wurde, damit man mit dem Fastengebot des Freitags nicht kollidierte. Am Schlachttag traf sich in der Zeit „vor“ der Wurstmaschine die Nachbarschaft am Abend zum Speckschneiden (Der fette Schweinespeck wurde in kleine Würfel geschnitten, damit das Schmalz ausgelassen werden konnte). Viele Familien bedachten Geistlichkeit, Küster und Lehrer mit einem Braten oder mit einer Wurst.

Wenn dann am dritten Adventssonntag das „Freuet Euch“ verkündet wurde, war jedem klar, dass es bald Weihnachten war und man sich vorbereiten musste, d. h. man musste zur Beichte gehen. In der Familie wurde genau darauf geachtet, dass auch jedes Kind und jeder Jugendliche zur Beichte ging.

Die Messdiener begannen für das Weihnachtsfest zu üben, und seitdem es das Krankenhaus gab, wurde eine Sammlung für das Krankenhaus und die dort lebenden Schwestern veranstaltet. In der Woche vor dem Fest begannen für die Kinder die Ferien. Natürlich waren die Kleinen für Arbeiten im häuslichen Bereich willkommen.

Bis etwa zum Ende des 19. Jahrhunderts war es nicht üblich, zu Weihnachten einen Weihnachtsbaum aufzustellen. Erst nach und nach eroberte er sich auch das Münsterland. Bis dahin genügte die Freude an der Geburt des Herrn. Die etwas mehr Begüterten hatten eine Krippe, die seit dem 17. Jahrhundert in unserer Gegend bekannt war. Einige Tage vor dem Fest wurde sie aufgestellt. Dazu holten die Kinder Moos aus dem Wald, um eine Platte zu dekorieren, auf die die Krippe platziert wurde.

Der heilige Abend war bis zur Mitte des 20. Jahrhunderts ein normaler Arbeitstag, jedoch war ab 12 Uhr arbeitsfrei. Am Abend saß die Familie zusammen bei einem besonderen Essen. In früherer Zeit war der „Halbe Kopp“ üblich, das war eine Schweinebacke, die nach Hausrezept gekocht wurde und mit vielen Zwiebeln belegt ein bis zwei Tage im Keller reifte. Später, als die Hausschlachtungen weniger wurden, gab es als besonderes Essen Brühwürstchen mit Kartoffelsalat. In der einen oder anderen Familie mag es anders gewesen sein, aber soweit man sich umhört, war es überwiegend so üblich.

Man ging früh zu Bett. Morgens um 4 Uhr war die Weihnachts-Ucht angesagt. Die Ucht war ein besonders feierlich gestaltetes Hochamt mit Lesungen um die Weihnachtsgeschichte. Der Messe lesende Priester zog feierlich durch das Hauptportal ein. Meistens gab es an der Krippe die Lesungen und dann wurden zu der eigentlichen feierlichen Messe im Anschluss gleich zwei weitere gelesen. Da zu Weihnachten jeder zur Kommunion ging und die Kommunion nur an der Kommunionbank ausgeteilt wurde, herrschte dort ein Gedränge, das fast bis zur dritten Messe dauerte. (Zu jener Zeit musste der Geistliche noch 3 Messen am Tag lesen.) Laut wurde zu Beginn „Stille Nacht“ und zum Ende „Großer Gott, wir loben Dich“ gesungen. Gebetet hatte man die Gebete „zum Weihnachtsfest“ aus dem Gesangbuch, die irgendwie dem Fortgang der Messe angepasst waren. Die meisten Gläubigen konnten der lateinischen Messe sowieso nicht folgen.

Die Menschen aus den Bauernschaften hatten sich auf dem Weg zur Kirche getroffen und gingen als Gruppe wieder nach Haus. Zum ersten Frühstück gab es dann Rosinenstuten mit Butter, Schweinskopfsülze und süßen Senf, frische Mettwurst und den ersten überjährigen Schinken. Gegessen wurde am ganzen Tag besonders gut: Es war ja Weihnachten. Das galt aber nur zu den guten Zeiten. Daneben erlebte man auch schlechte Zeiten wie den Siebenjährigen Krieg mit seinen unsäglichen Lasten der Einquartierung, die napoleonischen Zeiten mit Lasten durch Krieg und Belagerung, die Missernten um die Jahre 1815 und 1848, den Ersten und Zweiten Weltkrieg mit seinen schlimmen körperlichen und seelischen Lasten. Dazu gesellten sich die persönlich schlechten Zeiten, verursacht durch Krankheit, Kindersterblichkeit, lange aufwendige Pflege von Angehörigen oder den Tod eines nahen Menschen oder sogar des einzigen Versorgers. Geld aus Versicherungen gab es für den überwiegenden Teil der Bevölkerung vor den Bismarckschen Sozialgesetzen nicht.

Nachmittags war es üblich, die Festandacht zu besuchen, allerdings blieben die Leute aus den Bauernschaften meistens zu Hause, denn überwiegend wurde der Weg ins Dorf zu Fuß zurückgelegt.

Der zweite Weihnachtstag, der Stephanustag, war wie ein normaler Sonntag, mit Ausnahme einer besonderen Kollekte, wie sie im Münsterland üblich war. Die Knechte der Bauern brachten ein Geldopfer zum Altar. Dabei gab es eine besondere

Rangordnung, wobei der Pferdeknecht des größten Bauern den Opfergang anführte. Ob diese Kollekte auch bei uns in Herbern üblich war, lässt sich nicht mehr feststellen. Ging man am ersten Feiertag sofort nach der Messe nach Hause, so verweilte man am zweiten gern im Dorf und traf sich mit Nachbarn und Bekannten in der Gaststätte. Die Frauen tranken eine Tasse Kaffee, vielleicht ein Schnäpschen dazu und begaben sich dann nach Hause; das Essen musste um 12 Uhr auf dem Tisch stehen.

Der zweite Weihnachtstag war traditionell auch ein Tag, an dem sich Brautpaare verlobten. Mit einem Kuss im Familienkreis wurde eine Hochzeit in nächster Zeit angekündigt. Besonders im bäuerlichen Umfeld war die Verlobung zu Weihnachten üblich, um im Mai „tüschen saien un maien“ zu heiraten (zwischen Säen und Mähen). Bei solch einer Verlobung traf sich die Verwandtschaft offiziell das erste Mal.

Die Zeit zwischen den Jahren, den 27....31. Dezember, war die Zeit der Abrechnungen. Handwerkerrechnungen wurden mit dem verglichen, was sie als Leistungen vom Bauern als Saat- oder Erntehilfe erhalten hatten. Ebenso verfahren die Geschäftsleute mit den Bauern oder Handwerkern.

Zum Jahreswechsel, am Sylvesterabend traf man sich in der Familie oder in der Nachbarschaft und erwartete das Neue Jahr. Die Männer vertrieben sich die Zeit mit Kartenspiel – man spielte Doppelkopf oder Solo – die Frauen strickten. Um Mitternacht wünschte man sich „glücksiäls Niejoahr“ und verschwand bald für die Nachtruhe. Morgens ging man wieder zur Kirche.

Das nächste kirchliche Fest war das Fest der „heiligen drei Könige“, in der Liturgie Fest der Erscheinung des Herrn. Es ist das Weihnachtsfest der Urkirche und der Ostkirche. Erst das Konzil von Nicea (325 n. Chr.) legte das Weihnachtsfest auf den 25. Dezember. Am Tag nach dem Fest wurde der Weihnachtsbaum abgebaut und in den Schulen begann wieder der Unterricht.

Anstelle von Kalenderdaten waren bestimmte Ereignisse mit Namenstagen als wichtige Daten im Jahresrhythmus verknüpft. Da waren der Nikolaustag, Maria Lichtmess, Gertrud, Josef, Antonius, Maria Geburt, Martin, Sylvester und viele, viele andere. Das ganze dörfliche, landwirtschaftliche Leben war mit den Namenstagen verwoben. Jeder kannte die wichtigsten Namenstage, waren diese doch auch Stichtage im Jahresablauf und mit bestimmten persönlichen Pflichten verbunden.

An einem bestimmten Tag, zu Michaelis, waren die Pacht und die Abgaben fällig, an einem anderen konnte das Gesinde wechseln, dann wiederum war Markttag wie Mariä Geburt in Telgte oder SimJü in Werne. Zu Gertrud am 17. März begann die Pflicht der Hausfrau im Garten: Gertrud war die erste Gärtnerin. Peter und Paul wurde seit dem 18. Jahrhundert mit dem Ernten der ersten Frühkartoffeln verbunden. Zu Lichtmess musste noch die Hälfte der Wintervorräte vorhanden sein, denn erst „Maidag“, in drei Monaten, konnte „utdriven“ [das Vieh ausgetrieben] werden.

Im ausgehenden Mittelalter wurde von der Kirche empfohlen, Kindern den Namen von Heiligen zu geben. Nach und nach setzte sich auch bei uns dieser Brauch durch, und man begann den „Namenstag“ zu begehen. Der Geburtstag war unwichtig und wurde nicht gefeiert. Es war ein Ausdruck von Überlegenheit gegenüber der anderen

Kreatur. Namenstage zu begehen, das war dem Menschen vorbehalten. „Jede Kau hät`n Geburtsdag, over kin Namsdag“ war noch bis in unsere Zeit eine gängige Antwort auf die Frage, warum man Namenstag feiere.

Am 2. Feb. ist das Fest „Maria Lichtmess“. Liturgisch wird die Darstellung Christi im Tempel gefeiert zum Gedächtnis des Besuchs Marias und Josefs in Jerusalem, die ihren erstgeborenen Sohn nach alter Tradition Gott weihten. Mancherorts wurde Lichtmess als Abschluss der Winterzeit als eine Art Frühlingsfest gefeiert. In unserer Gegend war es der Tag, an dem die Dienstboten wechselten.

Am Tag nach Lichtmess, am 3. Feb. also, feiert man das Fest des hl. Blasius. Blasius war Bischof von Sebaste in Kappadokien (östliche Türkei) und starb 316 als Märtyrer; er gilt als einer der 14 Nothelfer, dessen Hilfe bei Halsleiden angerufen wird. An seinem Gedenktag wird der Blasiussegen erteilt.

Die Monate Februar und März mit der beginnenden Fastenzeit waren mit der Schulentlassung des 8. Jahrganges, der Vierzehnjährigen, verknüpft. Es war die Zeit der Entlassungsexerzitien. Heute würde man die Aktion „Aufklärungsunterricht mit religiösen Übungen“ nennen. Ein Pater aus einem nahegelegenen Kloster führte die Exerzitien über drei Tage durch. Dann wurden die Schüler und Schülerinnen „ins Leben“ entlassen, um eventuell zum 1. April eine Lehre zu beginnen.

Mit dem Aschermittwoch begann die Fastenzeit. Vorher aber gab es da noch das „vierzigstündige Gebet“, das seit 1553 besonders durch die Jesuiten verbreitet wurde. Als der Karneval auch im Münsterland Mitte des 19. Jahrhunderts stärker Fuß fasste, wurde damit ein Ärgernis für das religiöse Leben geschaffen. Münster und einige Orte feierten schon immer eine Art unorganisierten Karneval, doch durch Gründung von Karnevalsvereinen wie in Olfen änderte sich die Situation. Dagegen wurde das vierzigstündige Gebet gesetzt. Ursprünglich erinnert es an die Grabesruhe Christi, die 40 Stunden gedauert haben soll. Bis dahin fand das Gebet, falls es durchgeführt wurde, Anfang der Karwoche statt. Jetzt aber wurde es bewusst verlegt und in fast allen Kirchengemeinden des Bistums durchgeführt. Die Anbetung der Eucharistie geschah 40 Stunden rund um die Uhr. Zu den Betstunden wurden die christlichen Vereine und Organisationen eingeteilt. In Herbern deckten die Kinder aus den 5 Bauernschaften 5 Stunden am Tag ab, die Vereine weitere Stunden, für die Nacht wurden die Frauen aus dem Dorf, die Geistlichkeit und die Schwestern eingesetzt. Obwohl dieser Schachzug viele Karnevalisten schwer traf, feierte man besonders trickreich, nämlich eine Woche früher, wie z. B. in Wolbeck oder Otmarsbocholt oder am Dienstag wie in Olfen.

Der Aschermittwoch leitete wie heute die Fastenzeit ein. Er wurde als strenger Fastenstag begangen. Anstelle von fünf Mahlzeiten am Tag gab es nur drei: Morgens wie üblich die berühmten Knabbeln (getrocknetes Weißbrot) mit Milch, mittags Struwen (Hefegebäck) mit oder ohne Rosinen und abends eingelegten Hering. Wer Zeit hatte, ging zum Gottesdienst und kam mit dem Aschenkreuz auf der Stirn nach Hause zurück. Wurden in der normalen Zeit die Freitage als fleischlose Tage gelebt, so waren während der Fastenzeit mit Ausnahme der Sonntage fast alle Tage fleischlos. Mussten körperlich schwere Arbeiten wie Pflügen oder Gartenarbeit verrichtet werden, so wurde das Fasten unterbrochen.

Die Fastenzeit war eine „geschlossene“ Zeit. Vergnügungen und Tanzveranstaltungen waren von kirchlicher Seite nicht erlaubt. Sonntagsnachmittags wurden die Fastenpredigten gehalten. Ein fremder Geistlicher, meistens ein Pater predigte eine halbe Stunde; die Andacht selbst wurde meist von Gesang umrahmt. Anschließend wurde der sakramentale Segen erteilt. Oft wurde nach der Andacht eine Beichte bei dem fremden Geistlichen angeboten. Da unsere Vorfahren gleiche menschlichen Schwächen wie wir zeigten, so schoben viele Leute die Beichte in die Osterwoche, weil man wusste, dass die Buße in der Fastenzeit unangenehmer als sonst ausfiel. Rauchern wurde z.B. häufig auferlegt, bis zum Ende der Fastenzeit nicht zu rauchen. Mit dem Passionssonntag, zwei Wochen vor Ostern, kündigte sich die Karwoche an. Die Kreuze in der Kirche wurden verhüllt. Zwar dauerte es noch eine Woche bis Ostern, aber bei den Kindern und Jugendlichen bastelte man nun schon für Palmsonntag. Die größeren Jungen wollten den ausgefallensten Palmstock haben, die Mädchen den buntesten. Den ein oder anderen geraden Nussbaumstock hatten die Kinder sich in den Hecken schon ausgeguckt und er wurde entweder am Montag oder am Samstag geschnitten. Die Mädchen brauchten einen getrockneten Stock, denn deren Palmstock wurde mit Bändern und Schleifen geschmückt. Häufig lief ein Band aus Krepppapier auf dem Stock vom Handgriff bis zur Buchsbaumkrone. Der Palmstock selbst war etwa 60 cm bis 1m lang, war fast immer aus einem gerade gewachsenen Nussbaumstock geschnitten, im Bereich des Handgriffs wurde der Bast belassen, dann aber wurde der Bast bis zur Spitze entfernt und die Flächen wurden weiß geschliffen. Die Jungen kratzten von dem noch weichen Holz mit einer Glasscherbe längs des Stockes Holzspäne aus dem Stock, die mit einem Ende mit dem Stock verbunden blieben. Die Späne kräuselten sich zusammen und bildeten eine Locke an dem Stock. So verfuhr man viele Male, bis sich ein Ball am Stock gebildet hatte. Palmstöcke mit mehreren Holzbällchen am Stock waren keine Seltenheit. Der obere Abschluss bildete ein Buchsbaumbüschel, das mit Draht fest am Stock verbunden war. Die Bindestelle wurde säuberlich mit einer Stulpe aus Krepppapier abgedeckt. Die geweihten Palmstöcke wurden bis auf den Buchsbaum überwiegend verbrannt. Der Buchsbaum wurde hinter die Wandkreuze gesteckt.

Das Osterfest wird wie das jüdische Passahfest am ersten Sonntag nach dem Frühjahrsvollmond gefeiert. Die genaue Bestimmung wurde vom Konzil zu Nicea im Jahr 325 festgelegt: Ostern sollte am ersten Sonntag nach dem Frühlingsvollmond, frühestens am 22. März und spätestens am 25. April gefeiert werden, wobei der Frühlingsanfang der 21. März ist. Mit dem Wort Frühjahr verbindet man heute nur Angenehmes. Aber ein Problem der früheren Generationen, das heute in unseren Breiten vollkommen vergessen ist, war die hohe Sterblichkeitsrate im Frühjahr, besonders die der Kinder. Durch Mangelernährung, fehlende Vitamine im Winter, eintöniges, wenig abwechslungsreiches Essen und schlecht geheizte Räume waren die Körper so geschwächt, dass ansteckende Krankheiten wie Scharlach, Diphtherie oder besonders TBC, die berüchtigte Schwindsucht, sich schnell ausbreiten konnten. Überwiegend betroffen war die ärmere Bevölkerung. Die Stimmungslage solcher Bürger im Herbern im 19 Jahrhundert beschreibt Hermann Wette in seinem Gedicht.

De arme Hürling

Ik häf nu naug von un Naut
drum kumm män,

Der arme Heuerling

Ich hab genug von eurer Not
nun komm schon

kumm un hal mi, Daut.
Ik holl di gärne stille,
triä an, is Guottes Wille!

Up magern Grund häw`k alltid baut
in uese Hüsken wuont de Naut.
Von Jugend an all Muorgen
stön`n met mi up de Suorgen.

Min Plaug gong swaor
düör` t Ackerland,
kreeg hatte Swiel in mine Hand:
Ues Armlü Ehrenteeken,
büs jüngsten Dag mott` t reeken.

Guott jau, ik häf en hartliev Wif,
wi hadden laiwe Kinner – fif.
Dat jüngste huckt achtern Uowen,
de annern sind daobuowen.

Se seggt de Welt
Wör wunnerschön.
Se ist`s – doch nich för jedereen!
Guotts Sunn giff riken Siägen –
us wor taumeerst bloß Riägen.

Härguott, auk ik harr Liäbensduorst
en Hiärt met Wiälmoad
in de Buorst,
härr auk gärn hoppst un sprugen
un sungen met de Jungen.

Fröh aolt un sin so stiärbensmö
met fifunvertig` t is lück fröh!
Käm doch de Blitz un dröp mi,
of` t water un versöpp mi!

Härr`k nich min Wif,
härr`k nich dat Kind -
jau, jau, ik hör` t,
dat Deerken grint!

Still Frauken, loat dat Anken,
et wörn jä bloß Gedanken!

Häf`k an de Rippen auk kin Fett,
de sturen Knuoken daut no met.
Blif, Naut! Ik holl die Stille.
Et is ja Guotts Wille.

komm und hol mich, Tod
Ich halt dir gerne stille,
tret` an, ´s ist Gottes Wille.

Auf magerem Grund hab ich gebaut
in unserm Häuschen wohnte Not.
Von Jugend an all Morgen
standen mit mir auf die Sorgen.

Mein Pflug ging schwer
durchs Ackerland,
Hab harte Schwielen in der Hand:
armer Leut` Ehrenzeichen,
zum Jüngsten Tag muss`s reichen.

Gott ja, ich hab ein liebes Weib
wir hatten liebe Kinder – fünf
Das jüngste hockt hinterm Ofen,
die andern sind da oben.

Man sagt die Welt
sei wunderbar.
Sie ist`s – doch nicht für jeden gar!
Gottes Sonne gibt reichlich Segen -
uns blieb meistens nur (der) Regen.

Herrgott, auch ich hat` Lebensdurst,
ein Herz mit Übermut
in der Brust,
hätt` gern getanzt, gesprungen
gesungen mit den Jungen.

Früh alt bin ich so sterbensmüd`
mit fünfundvierzig ist es früh`
käm doch der Blitz und träf` mich
oder Wasser und ertränk` mich!

Hätt` nicht die Frau,
hätt` nicht das Kind –
ja, ja, ich hör`s
das Mädchen weint!

Still Frauchen, lass das Janken,
es sind ja bloß Gedanken!

Hab` auf den Rippen auch kein Fett,
die sturen Knochen machen mit.
Bleib Not! Ich halt dir stille.
Es ist ja Gottes Wille.

Verstorbene Kinder wurden nur im familiären Rahmen beerdigt. Anschließend wurde ein „Engelamt“ als Messe gelesen. Kindersterblichkeit war eine Geißel der armen Leute. Wie aus dem vorstehenden Gedicht ersichtlich, sind von fünf Kindern vier verstorben und das letzte ist krank.

Die Karwoche ist die stille Woche vor Ostern. Der Begriff Karwoche ist nur im deutschsprachigen Raum als solche bekannt. Das althochdeutsche „Kar“ bedeutet Trauer. Hier in Herbern hat sich die Bezeichnung Karwoche erst spät eingebürgert. Früher sprach man von der Osterwoche, vom stillen Freitag und vom Ostersamstag. In der kath. Liturgie heißt die Karwoche die heilige Woche (*hebdomana sancta*) und schließt das Osterfest selbst mit ein. Die stillen Tage der Karwoche Montag, Dienstag und Mittwoch waren früher geprägt durch das vierzigstündige Gebet (bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts), Gründonnerstag, Karfreitag und Karsamstag hatten eine andere Ordnung der Gottesdienste in der Kirche als heute. Das Schweigen der Glocken vom Gründonnerstag bis Karsamstag aus Ehrfurcht vor dem Leiden Christi hatte ganz praktische Folgen: Normal gaben die Glockenschläge den Zeitrhythmus vor, nach dem man sich beim Tagesablauf richtete. Da aber die Glocken und der Stundenschlag schwiegen, musste Ersatz geschaffen werden. So waren die Rasseln, Kläpper, Ratschen oder Schlagbretter, mit denen zu gewissen Stunden die Messdiener durchs Dorf zogen, in erster Linie Zeitansagen. Dass dann die Geräte auch beim Gottesdienst benutzt wurden, ist folgerichtig.

Die Prozession zur Kreuzigungsgruppe am Karfreitag gibt es seit der Erstellung dieses Denkmals im Jahre 1902. Die Karfreitagsprozession war in Herbern die einzige kirchliche Liturgie in der Zeit vor dem 2. Vatikanischen Konzil. Die Bürger lebten einen ruhigen, strengen Fasttag, vergleichbar mit dem des Aschermittwochs. Gearbeitet wurde auch, Zäune wurden instandgesetzt und Gartenarbeiten verrichtet. Die immer wieder zu hörende Aussage, dass die kath. Bevölkerung bewusst an dem hohen evangelischen Feiertag gearbeitet hätte, eventuell sogar Jauche gefahren hätte, um ein Ärgernis zu schaffen, entspricht nicht ganz der Wahrheit: Wenn das Wetter entsprechend gut war zum Jauchefahren, wurde es eben am Karfreitag gemacht. Zu erwähnen sei hier vielleicht noch die Geschichte mit der Winterkleidung: Der „Gehrock“ wurde Karfreitag abgelegt und erst Allerheiligen wieder angezogen.

Karsamstagsgottesdienste waren in der Bevölkerung nicht sehr beliebt, da den Menschen die Liturgie zum Teil unverständlich blieben. Sie waren auch schlecht besucht. Die Zeremonie des Wasserweihens, des Osterfeuers und der anderen Handlungen wurden unter Gebeten in lateinischer Sprache durchgeführt.

Die Fastenzeit endete 12 Uhr am Mittag. Dazu gab es ein traditionelles Mittagsessen, eine Erbsensuppe mit den Schinkenrestknochen. Hatten die Männer bis dahin das Rauchen der Pfeifen auf ein Minimum beschränkt oder zur Fastenzeit ganz eingestellt, so dampften nach dem Mittagsessen die großen Pfeifen. Wer noch nicht gebeichtet hatte, ging am Nachmittag zur Kirche, um seine „österlichen Pflichten“ zu erfüllen.

Ostermorgen um 4 Uhr gab es wie zu Weihnachten die „Ucht“. Der feierliche Gottesdienst begann mit dem Eingangslied „Das Grab ist leer“ und endete mit „Großer Gott wir loben Dich“. Das feierliche Hochamt war „dreispännig“, wie der Volksmund sagte, und mit Gesang des Kirchenchores (drei Priester zelebrierten die Messe). Nachmittags war die Festandacht mit sakramentalem Segen angesagt. Am ersten Feiertag

bemühte man sich nach den Gottesdiensten schnell nach Haus zu kommen, im Gegensatz dazu stand der zweite Feiertag, der Emmaustag. Wie am zweiten Weihnachtstag blieb man bis zum Mittag in einer Gesellschaft, in Gaststätten oder im privaten Kreis. Im aufgehenden Jahr mit den länger werdenden Tagen herrschte eine fröhliche Grundstimmung. Die Bauern hatten die erste schwere Frühjahrsarbeit getan und der Ackerbürger (jemand, der im Dorf wohnte und nebenbei ein wenig Landwirtschaft betrieb) hatte mit Hilfe der Bauern auch seine Feldarbeit überwiegend erledigt.

Der nächste Sonntag war schon der „Weiße Sonntag“, traditionsgemäß der Tag der Erstkommunion. Kommunionunterricht hatten einer der Geistlichen und/oder eine Lehrperson erteilt. Das Kommunionkind stand unter besonderer Beobachtung der Familie. Es wurde erwartet, dass es ein gutes Benehmen an den Tag legte, dass es häufig zur Kirche ging und dass es im Haushalt besonders eifrig mithalf. Dafür wurde der Tag der Erstkommunion ein bisschen feierlich gestaltet. Zum Gottesdienst wurden die Paten eingeladen, die dann über Mittag in der Familie blieben. Das Mittagessen war besser als normal und von den Paten gab es ein kleines Geschenk, häufig ein Gebetbuch oder eine Kinderbibel, Geldgeschenke oder größere Sachgeschenke wurden nicht verteilt. Seit der Mitte des 19. Jahrhunderts erhielt man vom Pfarrer ein Bild mit Datum und Unterschrift, das dann häufig eingerahmt an der Wand im Schlafzimmer hing. Die Familienfeiern in der heutigen Form gab es in überhaupt nicht. Papst Pius X. hat versucht, in der Enzyklika „Quam Singulari“ die Erstkommunion zu ordnen, was aber in der Gesamtkirche nicht gelungen ist, da es zu viele nationale Eigenheiten gibt. Wurde bis dato in unserer Gegend die Erstkommunion häufig erst mit der Schulentlassung oder im Alter von 12...14 Jahren gefeiert, so hat sie sich heute in das Grundschulalter verlagert.

Das Himmelfahrtsfest, das Pfingstfest mit den zwei Feiertagen und das Fronleichnamfest waren die Feste „tüschen Saien un Maihen“, Kirchenfeste, die man wegen der schönen Jahreszeit besonders liebte: Das war Freizeit in einer Zeit, in der es keinen geregelten Urlaubsanspruch im heutigen Sinne gab, Zeit die geprägt war von Verwandtenbesuchen, Schützenfesten, den ersten Märkten und nicht zu vergessen von Hochzeiten. (Über die Hochzeiten und die Fronleichnamprozession wird in einem besonderen Kapitel berichtet).

Das Spenden des Sakramentes der Firmung wurde meistens in aller Pracht gefeiert, da ja ein hoher kirchlicher Würdenträger, der Weihbischof nämlich zu Besuch kam. Er wurde von einer Abordnung an der Gemeindegrenze in einer Kutsche von der Vorgängergemeinde übernommen oder entsprechend am Bahnhof abgeholt. Reiterstaffeln meldeten im Dorf die Ankunft. Begleitet wurde die Kutsche von Fahrrädern, die mit buntem Krepppapier geschmückt waren. Am Dorfeingang fuhr der Bischof in der Kutsche durch ein Fahnenmeer und wurde mit Böllerschüssen willkommengeheißen.

Am Sonntag nach Pfingsten endete die österliche Zeit, in der jeder Katholik verpflichtet ist, die Kommunion und das Bußsakrament zu empfangen. Es begann jetzt die schwere Zeit der Ernte, in der die Sorge um das leibliche Wohl in den Vordergrund trat. Wenn man bisher wochentags ab und zu bei einem besonderen Gedenktag morgens den Gottesdienst besucht hatte, so hatte man jetzt keine Zeit dafür.

Das übrige Kirchenjahr war ausgefüllt mit Patronatsfesten der einzelnen kirchlichen Vereine, wie St. Anna bei dem Mütterverein. Die gemeinschaftliche Kommunion der

einzelnen Gruppen im Monatsabstand und ab und an ein gemeinsames Treffen als Heimabend zur religiösen Unterrichtung oder Erbauung bildeten eine kleine Abwechslung.

Diese Beschreibung des Lebens der Dorfbewohner im Kirchenjahr gilt etwa für die Jahre 1815 bis 1960. Die Jahre der Zeit nach dem 30jährigen Krieg bis 1815 werden in einem besonderen Kapitel beschrieben.